

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 19 (1935)
Heft: 5-6

Artikel: Dresden und Burin
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-419747>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Beilage: „Muttersprache“, Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins

Die Mitteilungen erscheinen jeden zweiten Monat und kosten jährlich 4 Franken, mit Beilage 7 Franken.
Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftskasse in Küssnacht (Zürich) auf Postscheckrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Küssnacht (Zürich).
Beiträge zum Inhalt sind willkommen.
Versandstelle: Küssnacht (Zürich). — Druck: E. Flück, Bern.

Dresden und Gurin.

Nein, sie haben sonst wirklich nicht viel gemein, die weltbekannte Kunst- und sächsische Hauptstadt am stolzen Elbstrom und das weltverlorene Dörfchen auf 1506 m Höhe am rauschenden Bergbach in einem Seitentälchen eines Seitentales des Maggiatales. Dass man an beiden Orten deutsch spricht, ist zwar schon etwas merkwürdiger, kommt aber anderswo auch vor, z. B. in Berlin und Bäretswil. Nun, bei Gurin ist das nicht so selbstverständlich; denn es ist ja die einzige deutsche Gemeinde im Tessin und auch uns Deutschschweizern besser bekannt unter dem italienischen Namen Bosco. Als deutsche Namensform gilt den Einwohnern aber Gurin, und wenn das auch nicht urdeutsch ist — Dresden ist das auch nicht, sondern slawisch. Und darin berühren sich die beiden Orte, dass in ihnen das Deutsche noch nicht so lange heimisch ist wie im übrigen deutschen Sprachgebiet, sondern verhältnismäig jung. Freilich war Sachsen schon vor der Bökerwanderung germanisch, aber gerade damals wanderten die Germanen aus, und in den leeren Raum rückten von Osten her slawische Völker, insbesondere Sorben, bis an die Elbe und die Saale und sogar darüber hinaus. Der älteste Stadtteil Dresdens war eine Sorbenkolonie und wird erst 1206 erwähnt. Aber seit dem 9. Jahrh. versuchten Südw-, West- und Norddeutsche, das Land wieder zu erobern und hatten es um 1400 bereits wieder deutsch kolonisiert, damit auch die germanische Sprache, jetzt in der Form des Deutschen wieder eingeführt, und vom Slawischen blieb fast nichts mehr als die sonderbaren Ortsnamen: Dresden, Leipzig, Chemnitz. Aber auch Gurin ist Kolonialland, im 13. Jahrh. vom Oberwallis her über das ebenfalls deutsch kolonisierte Pommern herüber gegründet; das Deutsch ist also an beiden Orten ungefähr gleich alt und gegen tausend Jahre jünger als etwa in Bäretswil oder Frankfurt. Aber nun der große Unterschied: in Gurin blieb das Deutsche wohl ziemlich unverändert bestehen und gehört heute zum altertümlichsten Deutsch, das noch gesprochen wird („es rägnut“, sagen sie, wenn's regnet); die Mundart des schon damals lebhaft bewegten Sachsenlandes hat alle Veränderungen angenommen, die damals auftraten; die Sprachform des nur ein paar Wegstunden von Dresden entfernten Meißen, wo sich die kurfürstlich-sächsische Kanzlei befand, bildete die Grundlage zur neuhochdeutschen Schriftsprache und wurde durch Luthers Bibelübersetzung über das ganze deutsche Sprachgebiet verbreitet. In Dres-

den entstand auch 1885 der erste Zweigverein des Deutschen Sprachvereins.

Was mich aber bewegt, Dresden und Gurin in einem Atemzug zu nennen, sind nicht seine Ähnlichkeiten und nicht seine Gegensätze, sondern die Tatsache, dass ich beide im Rahmen des Sprachvereins innerhalb weniger Tage erlebt habe. Wenn man als Vertreter des Deutschschweizerischen Sprachvereins am Pfingstsonntag in Dresden an der Fünfzigjahrfeier des Deutschen Sprachvereins teilgenommen und dann am Dienstag in Zürich die Schuljugend von Gurin empfangen hat, dann rücken einem auch so entlegene und so verschiedenartige Orte seelisch nahe zusammen.

Schon mehrmals war ich der Einladung zu der in der Regel alle 2 Jahre stattfindenden Hauptversammlung des Deutschen Sprachvereins als Vertreter unseres Vereins gefolgt. Zu Pfingsten 1935 sollte dabei auch der fünfzigjährige Bestand gefeiert werden, ein Grund mehr, eine allfällige Einladung wieder anzunehmen. Über seit der letzten Tagung, 1931 zu Halle, hatten sich die staatlichen Verhältnisse im Reich stark geändert und waren von den schweizerischen sehr verschieden geworden. Insbesondere war auch bei uns das Buch „Mein Kampf“ bekannt geworden, das Adolf Hitler 1924 als politischer Schriftsteller verfasst und auch nach seiner Machtergreifung in immer neuen Auflagen hatte erscheinen lassen, und darin steht im ersten Kapitel: „Gleiches Blut gehört in ein gemeinsames Reich“. In diesem alldeutschen Staatsgedanken, dessen Durchführung eine Hauptaufgabe des Nationalsozialismus ist, berühren sich also Staatliches und Sprachliches, und da wir Deutschschweizer offenbar deutschen Stammes und Blutes und deshalb deutscher Sprache sind, unser schweizerisches Staatsgefühl diesem alldeutschen Staatsgedanken aber widerspricht, so bestand für uns die Frage, ob wohl eine Vertretung unseres Vereins eingeladen werde und, wenn ja, ob wir ihr folgen sollten. Es war ja nicht nur das Reich, sondern auch der Deutsche Sprachverein unter nationalsozialistische Leitung gekommen. Als näherliegend mochte vielleicht ein „Nein“, ein Verzicht erscheinen, aber man konnte sich auch sagen: „Nun erst recht!“.

Vorerst schickte unser Ausschuss für alle Fälle einen brieflichen Glückwunsch, in dem wir uns unter Bestätigung unserer staatlichen Selbstständigkeit zum gemeinsamen Ziel, der Pflege unserer deutschen Muttersprache bekamen. Darauf erhielt der Schriftführer, der verschiedenen leitenden Männern des Deutschen Sprachvereins von früheren Tagungen her bekannt ist, vom Vorsitzer,

Ministerialdirektor Dr. Buttmann, eine Einladung, die im selben Sinne gehalten war: „bei aller staatspolitischen Verschiedenheit wollen wir uns der Gemeinsamkeit im Sprachlichen bewußt bleiben“. Legte schon der außerordentliche Anlaß, die Fünfzigjahrfeier eines uns geistig verwandten Vereins, dessen Monatsschrift wir seit 31 Jahren unsern Mitgliedern vermittelten, den Besuch nahe, so machte ihn diese Einladung beinahe zur Anstands pflicht; als sozusagen politische Aufgabe betrachtete ich es auch, diese erste Gelegenheit nach der Aenderung der Verhältnisse im Reich und im Sprachverein zu benützen zu einer gründlichen Abklärung unserer Stellung, und zwar von Mensch zu Mensch, nicht bloß auf dem Papier. Und so reiste ich auf Pfingsten nach Dresden.

In der Geschäftssitzung vom Samstag erhielten nach Erledigung einiger Geschäfte die Auslandsvertreter das Wort zu kurzen Berichten, ein Österreicher, ein Danziger, einer aus Siebenbürgen — der Böhme konnte erst am Sonntag eintreffen. Als Schweizer sprach ich zuerst über Stand und Bedeutung der deutschen Sprache in unserem Land, u. a. von unsern Bemühungen um Verbesserung der Aussprache, von der Verschiebung der Sprachgrenze zu unsern Ungunsten, aber auch von der zahlenmäßigen Zunahme des Deutschen (Volkszählung 1920: 70,9 %, 1930: 71,9 %), von unserer Fremdwörterei, die sich zum Teil erklären lasse aus unserm staatlichen Zusammenhang mit Anderssprachigen, z. T. auch aus unserm Fremdenverkehr. (Einige Heiterkeit erregte der Satz: „Uebrigens scheinen im Reiche gewisse Fremdwörter geläufig zu sein, die wir nicht kennen; als z. B. die Zeitungen meldeten, Deutschland sei aus dem Völkerbund ausgetreten wegen seiner „Diskriminierung“, hat das bei uns eigentlich niemand verstanden“). Schließlich erklärte ich, daß wir beunruhigt worden seien durch jenen Satz in Hitlers Buch, zumal wir wüßten, daß eine Hauptaufgabe des Nationalsozialismus die Durchführung jenes Gedankens sei, und weil Vertreter der Erdkunde ihn auch auf die Schweiz anwendeten. „Eine Aenderung der Grenzen aber und eine Rückkehr der Schweiz zum Reich wünscht in der deutschen Schweiz und auch im Deutschschweizerischen Sprachverein sozusagen niemand“. Anderseits müßten wir aber zugeben, daß dem alddeutschen Staatsgedanken für den Reichsdeutschen ein mächtiger Zauber innenwohne, und wir 2,9 Millionen Deutschschweizer könnten nicht verlangen, daß wir bei jeder Gelegenheit, wo von den gegen 20 Millionen Grenzlanddeutschen die Rede sei, ausdrücklich als Ausnahme erwähnt würden. Es habe aber sehr überwiegend gewirkt, daß das bei gewissen Gelegenheiten doch geschehen sei, insbesondere in Hitlers Rede vom 21. Mai 1935, wo er die Selbstständigkeit der Schweiz ausdrücklich anerkannt habe. Wenn wir auch staatlich selbständige Schweizer bleiben wollen, so wollen wir doch deutsche Schweizer bleiben — in diesem Sinne sei unser Gruß und Glückwunsch gemeint.

Nun war es gesagt, deutsch und deutlich, wie wir zu einander stehen. Und die Wirkung? Konzentrationslager? Großer Beifall, herzliche Händedrücke und die Erklärung des (nationalsozialistischen!) Vorsitzers, die Schweiz halbe staatlich vom Reiche nichts zu befürchten; „das Buch „Mein Kampf“ ist kein politisches Programm des Dritten Reichs“.

So kann also auch unter der neuen Leitung das alte freundliche Verhältnis unserer Vereine bestehen bleiben. Der Vorsitz gedenkt uns auch nicht sprachlich zu vergewaltigen, denn obschon er zum Leiter des neu gegründeten Sprachpflegeamtes des Reiches ernannt ist und

nach dem „Führergrundsatz“ große Befugnisse hat, will er sehr besonnen vorgehen und sein Sprachpflegeamt vor allem zu einer Stätte der Sammlung, der Anregung und Belehrung und nicht zu einer Richtstätte über Richtig und Falsch machen. Volles Verständnis für unsere Stellung haben mir auch viele andere der gegen 200 Teilnehmer bezeugt; zum großen Teile waren es auch dieselben lieben Leute, mit denen ich mich schon auf früheren Tagungen im selben Sinne gut verstanden hatte. Der Nationalsozialismus hätte wohl auch gar nicht genügend geeignete Leute gehabt, um die Vorsitzerstellen in den vielen Zweigvereinen zu besetzen. Man sah auch verhältnismäßig wenige, die neben dem Vereinsabzeichen noch das Hakenkreuz trugen. Der Deutsche Sprachverein ist derselbe geblieben: ein Verein für Sprachpflege, ohne politische Ziele. Der Vorsitzer bemerkte einmal, der Verein habe eine Verjüngung nötig, und die werde möglich sein: „Die Jugend wird allmählich wieder frei für geistige Aufgaben“.

Ueber den Verlauf der ganzen Tagung mit dem volkstümlichen Abend, der Festversammlung im Rathaus, den Ausflügen ins Erzgebirge und nach Bautzen wird wohl die nächste Nummer der „Muttersprache“ berichten; hier kann es sich nur um meine persönlichen Ein- (und Aus-) drücke handeln. Am Pfingstmontag fuhr ich heim mit dem Gefühl hoher Befriedigung. Es war alles würdig und auch für einen Schweizer genießbar zugegangen. Aus gelegentlichen Bemerkungen konnte ich etwas wie eine Enttäuschung heraushören über die Haltung Hitlers in der Fremdwörterfrage: „Er will nicht ran“, nämlich an den Kampf gegen das Fremdwort. Das mag ihn unsern Fremdwörtern „sympathisch“ machen. Vielleicht erlaubt es ihm seine Bildung nicht — man kann das auf zwei Arten nehmen.

Und am Pfingstdienstag mittags rückte die Schuljugend von Gurin in Zürich ein, wenigstens ihre mittleren und oberen Klassen: 6 Buben und 5 Mäitli, dazu der Herr Pfarrer, der aber gleich weiter reiste und erst am andern Tage wieder zu ihnen stieß, dann zwei Lehrer und noch einige erwachsene Mädchen. — Im Vorstand des Deutschschweizerischen Schul- und unseres Sprachvereins war schon früher der Plan gefaßt worden, einmal den jungen Deutschschweizern dort oben eine Freude zu bereiten, einfach weil sie — auch deutsch sprechen. Natürlich war der Zweck des Unternehmens die Stärkung und Stützung des Deutschtums der Gemeinde. (Es gibt Leute, denen das Wort Deutschtum unangenehm klingt, aber es ist nicht anders gemeint, als wenn Bundesrat Motta oder Francesco Chiesa von der Italianità des Tessins sprechen). Das Deutschtum hat sich dort oben wohl Jahrhunderte lang erhalten; das beweist aber nicht, daß es sich weitere Jahrhunderte werde halten können, und doch möchten wir es erhalten, etwa wie der Naturschutzbund einen alten Baum erhalten möchte. Natürlich ist die Deutschheit von Gurin für das gesamte Deutschtum nicht so wichtig wie die von Biel oder Straßburg oder Dresden, aber sie ist doch ein Zeuge eines fesselnden Stücks Schweizergeschichte: der Wanderungen der Walser. Das Deutsche ist heute dort oben stärker gefährdet als früher, nicht bloß wegen der allgemeinen Bevölkerungsmischung, sondern noch mehr wegen der neuen Fahrstraße und des Postkraftwagens, der seit einigen Jahren hinauf fährt und die Verbindung mit dem Maggiatal viel lebhafter gestaltet hat, als sie früher war. Früher war das Dorf von der Welt fast abgeschlossen und pflegte noch mehr Verkehr über die 2300 m hohe Guriner Furka mit dem 5 Stunden weit entfernten, ebenfalls deutschen, staatlichen

aber italienischen Pommät — man besuchte gegenseitig die Kirchweih. Jetzt ist dieser Weg gesperrt; im Pommät selber schwirdet das Deutsche, und der Zusammenhang mit dem Wallis wird unterbrochen. Bald wird Gurin eine Sprachinsel sein und nicht mehr ein Vorgebirge. Ob es nicht eines Tages italienisch überchwemmt ist? Auf alle Fälle wollen wir das Deutsche dort noch stützen und haben darum aus den Mitteln des Schul- und des Sprachvereins und aus freiwilligen Beiträgen ihrer Mitglieder und weiterer Gönner einmal die Schuljugend für drei Tage in die deutsche Schweiz kommen lassen.

Die Schule wird italienisch geführt. Das ist zum Vorteil der Kinder, und darauf kommt es vor allem an. Daneben besuchen sie freiwillig, genauer: schicken die Eltern sie freiwillig, täglich noch 1 1/2 Stunden in die deutsche Schule, im selben Schulhaus, aber zu einem andern Lehrer, für den das natürlich nur ein Nebenamt bedeutet. Daraus zahlt der Kanton immerhin einen Beitrag, aber den größeren der Deutschschweizerische Schulverein. Dass das so bleiben müsse, ist nicht gesagt. Es wäre einmal auszurechnen, ob der Kanton Tessin, der sich vom Bund jährlich 60 000 Fr. schenken lässt zur Erhaltung seiner sprachlichen Eigenart, davon nicht einen größeren Posten abgeben könnte an die Gemeinde Gurin zur Erhaltung ihrer sprachlichen Eigenart. Es wäre auch zu wünschen, dass das Deutsche nicht nur als freiwilliges Anhängsel, sondern als Pflicht- und Hauptfach gelehrt würde. Vorteilhaft wäre es natürlich, wenn beide Schulen in einer Hand vereinigt werden könnten, und dafür bestehen gute Aussichten. Eingeladen hatten wir natürlich die beiden Lehrer; statt des staatlichen Italienischlehrers kam sein Sohn, ein junger Lehrer, der seinen Vater auch in der Schule oft vertritt.

Um 3 Uhr waren sie aufgestanden, um 4 abgefahren; um 1 Uhr trafen sie in Zürich ein. Wir führten sie am Pestalozzidenkmal vorbei in eine freundliche Gaststätte, deren Leiter sie für 2 Tage zum Mittagessen eingeladen hatte; dann durch die Bahnhofstrasse zum See hinaus, mit der Straßenbahn zum Tiergarten hinauf, auf den Zürichberg zum Abendessen und auf den Milchbuck in die Jugendherberge — die machten Augen! Es verschlug ihnen fast die Sprache, all das Neue. Still und ruhig zogen sie des Wegs, — wie so ganz anders als schulreisende Stadtjugend mit ihrem lärmigen Betrieb und dem ewigen Geschmäcker. Am andern Tag ging's ins Landesmuseum, wo den Buben namentlich der Waffen- und Eindruck machte. Ein Gang durch Gassen und Gäßlein der Altstadt, und dann aufs Schiff — noch keines hatte je ein Schiff betreten — und bei strahlender Sonne den See hinauf bis Wädenswil. In der Kajüte drunten gab's auch ein kleines Fest: die Kinder sangen das Rüttli-Lied; die Mädchen sagten Gedichte auf (natürlich nur die Mädchen!); zum Abschied gaben wir jedem noch ein paar Ansichtskarten von Zürich und ein Heftchen „Gute Schriften“. Zum Schlusse sangen wir alle „Rufst du mein Vaterland“ (aber auch nur die erste Strophe!). Die Kinder machten einen geweckten Eindruck und schauten bei aller Stille und Bescheidenheit recht hell in die Welt hinein. Es waren einige Blondköpfe darunter, an denen Berehrer der „nordischen Rasse“ ihre Freude gehabt hätten. Abends waren sie dann bei der lieben Frau von Einsiedeln, am dritten Tag noch auf dem Rüttli, und dann ging's wieder heim ins stillle Bergtal. Dort haben sie Ferien bis spät in den Herbst hinein und reichlich Zeit, ihre Erinnerungen zu ordnen und zu plaudern von der großen Schulreise. Die Knaben kommen wohl später als

Handwerker in die Welt hinaus; es soll aber dort Frauen geben, die ihrer Lebtag nie zum Tal hinausgekommen sind. Wenn ein Mädchen diese Reise mitgemacht hat, kann es seiner Lebtag erzählen: „Als wir in Zürich waren...“. Und das alles nur, weil sie deutsch sprechen. Und so glauben wir, einen ausgesetzten Posten deutschen Sprachgebietes geschützt und gestützt zu haben. An jenem Abend in Zürich haben wir auch, unser einige vom Sprach- und vom Schulverein, ein in Zürich wohnender gebildeter Guriner und die beiden Lehrer, die Sache der Erhaltung der deutschen Gemeinde Gurin gründlich besprochen und hoffen: nicht umsonst.

Was man nicht im Sprachverein in wenigen Tagen alles erleben kann: Dresden und Gurin! Schöne Tage!

Vom Büchertisch.

Sagen aus Graubünden, 2ter Teil. Verlag Sauerländer & Co. in Alarau und Leipzig. 240 Seiten.

Arnold Büchli lässt hier dem seiner Zeit hier besprochenen ersten einen zweiten Band seiner Bündner Sagen-sammlung folgen, und A. M. Bächtiger hat auch diesmal den Buchschmuck beigesteuert. Die zwei Bände, schön gedruckt, gut ausgestattet, fein gebunden, stellen etwas vor. Wir haben jetzt eine wirklich stattliche Sammlung zur Hand, die jeder Kenner Graubündens gern auf seinem Büchergestell sehen wird, die auch zum Vorlesen in der Familie Stoff bietet. Fast alle Sagen sind in einem geziemend einfachen und passend schweizerischen Hochdeutsch geboten, doch fehlt deutsche Mundart nicht ganz neben vier verschiedenen Proben von Romanisch und einer Seite Misoger-Italienisch.

Bl.

Kürzlich kaufte ich mir in Bern ein lustiges Büchlein: Emil Günter, **s'Zärbsye Peters Geschichtli vom alte Napoleon u vom Chräjebüel** (Verlag von A. J. Wyss in Bern, 1931). Da steht viel Lustiges drin. Einiges davon berührt unsre sprachlichen Bestrebungen und Beobachtungen und soll ohne Zusätze und Bemerkungen hier mitgeteilt werden. Zur Erheiterung der Leser, von denen dann vielleicht der eine oder andere das eine Fülle uralten bernischen Sprachgutes bietende Büchlein (ich habe nur 3 Franken und 60 Rappen dafür bezahlt) daraufhin auch lesen wird.

Aus der Beschreibung einer Hochzeitsreise, bei der Krähenbühl als (offenbar von Bremfen stark belästigter) Kutschler und Fremdenführer durch das Bernbiet und Oberland mitfährt:

(S. 47) „Wo si gägen-Underseijen uehe cho sy, het es s'Bohnebluest's (das Pärchen) 'dunkt, es wärd' e chli gmödleter; d'Wirtshüser hei allergattig frönd Näm'e g'ha, wo si fe Tüfel meh druf verstande het: Terminus, Monopol, Metropol, Bristol, Odol und so wytters. Dr Chräjebüel isch nümme drus cho . . . er hätt lieber Brämen-ol g'ha u het gseit, er syg si desse nid gwanete. Es gang ihm nüt über „Chrüzz, Bären-u Leue oder öppis us dr Astro-nomie“. Stubemeitschi het men-i dene Hotäll keni meh gseh, nume no Saal- und Reftorazionstöchtere, und d'Frau Bohnebluest het emel dr Chräjebüel gfragt, ob me de dene Chällner, wo si hie und do atroffe hei, nid au Saal- und Reftorazionssühhn fägi?“

Von den Zürcher behauptet in seinem Emmentalerisch der Fuhrmann Krähenbühl (auf S. 100): „De chenne si vom Waadtländerwy z'säges nüt, u das ist e Hooptföhler. Mi chönniti zwar meene, we men-uf Züri chunnt, es syge meh Wältchi dert weder Schwoabe: es